

HEYNE <

WILLIE NELSON

mit DAVID RITZ

MEIN LEBEN: EINE LANGE GESCHICHTE

Aus dem Amerikanischen von
Jörn Ingwersen

Wilhelm Heyne Verlag
München

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
IT'S A LONG STORY – MY LIFE bei Little, Brown and Company,
Hachette Book Group, New York



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
EOS liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

Copyright © 2015 by Willie Nelson
Copyright © 2015 der deutschsprachigen Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany
Redaktion: Kai Keup
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
unter Verwendung eines Fotos von Platon / Trunk Archive
Bildteil: Alle Fotos sind aus dem Privatarchiv von Willie Nelson,
wenn sie nicht extra ausgewiesen sind
Satz: EDV-Fotosatz Huber/Verlagsservice G. Pfeifer, Germering
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-453-27006-0

www.heyne.de

*Ich widme dieses Buch
meiner bezaubernden Frau Annie,
meinen wundervollen Kindern,
meinen unersetzlichen Freunden und
meinen treuen Fans*

INHALT

Einleitung	9
------------------	---

ERSTER TEIL MEIN ANFANG

1. Zuhause	19
2. To All the Girls at School	37
3. Familienbande	47
4. Zeke	59
5. Kopfüber in die Fünfziger	69
6. Mission City und andere Zwischenstopps.	83
7. Positives Denken	93
8. Flaute	105

ZWEITER TEIL SONGS FALLEN VOM HIMMEL

9. Zurück ins Kuhkaff	127
10. Dunkle Nacht der Seele	139
11. Das Kaufhaus	151
12. Hello, Hits	165
13. Quertreiber	177
14. Landleben	185
15. Waylon	197
16. Jetzt	211

DRITTER TEIL
TRÄNEN UND BLUMEN

17. Zeit	229
18. Neustart	241
19. Wendepunkte.....	251
20. Happy 4th of July, 1973	263
21. Pure Sunshine & Purple Jesus.....	275
22. Was einem auf dem Weg zum Weißen Haus so alles passieren kann	285
23. Gegen den Strom	301

VIERTER TEIL
OVER THE RAINBOW

24. Silver Screen.....	319
25. Immer und ewig	329
26. »Fackel das Scheißding ab!«	345
27. Frisch verliebt	355
28. Keep on Truckin'.....	365
29. »Listen to Blues They're Playing / Listen to What the Blues Are Saying«.....	375

FÜNFTER TEIL
SPIRIT

30. High	385
31. Regenbogen.....	401
32. Abbott.....	419

Danksagungen.....	429
Register.....	431
Credits für Songtexte	443

EINLEITUNG

Ein Lied ist eine kurze Geschichte. Ich glaube, es war mein alter Kumpel Harlan Howard, ein Nashville-Songwriter aus den Sechzigerjahren, der meinte, ein Song bräuchte nicht mehr als drei Akkorde und die Wahrheit.

Songs zu schreiben fällt mir leicht. Ich habe Hunderte geschrieben. Für mich sind sie einfach kleine Geschichten, die dem Leben oder der Phantasie entsprungen sind. Sobald ich mit einem Song nicht weiterkomme, lasse ich lieber die Finger davon. Ich denke mir, wenn es nicht von selbst fließt, dann soll es wohl nicht sein.

Die Wahrheit sollte einem leichtfallen. Das gilt auch für Lieder und Geschichten. Muss man erst übermäßig analysieren oder sich quälen, um sie zum Leben zu erwecken, ist irgendwas faul. So wie frisches Quellwasser aus den Bergen sprudelt, so müssen auch Geschichten frei und ungehindert fließen können. Das Wasser ist – wie die Lieder – ein Geschenk des Himmels. Etwas ganz Natürliches. Etwas Schönes.

Was du hier in Händen hältst, ist allerdings mehr als ein Lied, mehr als eine kurze Geschichte. Diesmal habe ich mir etwas ganz anderes vorgenommen und stelle mich einer neuen Herausforderung. Und da mich die Wahrheit treibt, werde ich mit drei Akkorden vermutlich nicht auskommen. Drei Minuten und ein paar Reime reichen nicht, um die Bilder in meinem Kopf und die Gefühle in meinem Herzen

auszudrücken. Mein Kopf ist voller Erinnerungen, und wenn mein Herz auch voller Liebe ist, so ist da doch auch großer Schmerz.

Mögen die Erinnerungen fließen wie ein Bergquell. Mögen die Erinnerungen – seien sie nun erfreulich oder nicht – mir und auch dir neuen Mut geben, indem sie uns zeigen, dass dieser Quell niemals versiegt.

Erinnerungen führen uns vor Augen, dass jeder Moment unseres Lebens, selbst der traurigste, uns stärker gemacht hat. Wir haben uns durchgeschlagen. Wir sind noch da.

Ich bin dankbar dafür, noch da zu sein. Wenn du das hier liest, bin ich zweiundachtzig. Ich freue mich, sagen zu können, dass ich seit meinem achtzigsten Geburtstag einen ganzen Schwung neuer Songs geschrieben, fünf neue Alben aufgenommen und über dreihundert Konzerte gespielt habe. Ich sage das nicht, um damit anzugeben, sondern um meine Überzeugung zu untermauern, dass meine Aufgabe als Songwriter, Sänger und Gitarrist schlicht und einfach darin besteht, Geschichten zu erzählen. Das hat mich am Leben gehalten.

Da es nun an der Zeit ist, die vielen kurzen Geschichten zu einem langen Faden zu spinnen, muss ich zugeben, dass ich angesichts dieser Aufgabe doch etwas weiche Knie bekomme.

Acht lange Jahrzehnte der Erinnerungen.

Acht lange Jahrzehnte der Erfolge und Misserfolge, der gebrochenen Herzen und gelungenen Durchbrüche, der Irrungen und Wirrungen.

Es ist eine ausschweifende Geschichte. Und um sie richtig zu erzählen, wird von meiner Seite einiges an Klarheit nötig sein. Bevor ich ins Jenseits weiterziehe, um in anderer Form

wiedergeboren zu werden, bin ich fest entschlossen, diese Geschichte in meiner gegenwärtigen Gestalt als Willie Hugh Nelson zu erzählen – als ein Mann, der ein langes und gesegnetes Leben gehabt hat.

Solange ich nur die anstehende Aufgabe als ein weiteres – wenn auch besonders langes – Lied betrachte, das gesungen werden will, werde ich mich schon zurechtfinden. Es ist ja nicht die Bibel. Nicht die Biografie eines Staatsmannes oder großen Philosophen. Es ist die Geschichte eines klampfenden Bauernburschen aus Hill County, Texas, dem das Leben eher gut als böse mitgespielt hat und der sich seinen Verstand nur bewahren konnte, weil er bei der Musik blieb, an der sein Herz hing.

Warte, lass mich nur eben Trigger nehmen, meine treue alte Gitarre, die immer an meiner Seite war, in stürmischen Nächten und an sonnigen Tagen.

Lass mich eine Melodie finden.

Lass mich die richtigen Worte finden.

Dann singe ich dir dieses Lied.

ERSTER TEIL

MEIN ANFANG

DAS ENDE

Ein Freund von mir hat mich kürzlich auf ein Gedicht von T. S. Eliot aufmerksam gemacht. Es beginnt mit »In meinem Anfang ist mein Ende«, und endet mit »In meinem Ende ist mein Anfang«.

Ich bin kein T. S. Eliot, aber das erinnert mich an einen Song von mir, der heißt »Still Is Still Moving to Me«.

Wir stehen niemals still. Wenn wir glauben, am Anfang einer Reise zu sein, wäre es ohne Weiteres möglich, dass sie schon zu Ende ist. Oder wenn wir meinen, am Ende zu sein, fangen wir eigentlich gerade erst an.

Das war meine Situation in den Neunzigern.

Alle meinten, ich sei am Ende. Alle meinten, es sei aus und vorbei.

Die Steuerbehörde hatte zugeschlagen. Und zwar mit voller Wucht.

Sie behaupteten, ich schuldeten ihnen zweiunddreißig Millionen Dollar. Sie nahmen mir alles weg, was ich hatte. Und damals – ich war Ende fünfzig – hatte ich ziemlich viel. Grund und Boden in Colorado. Die eine oder andere Ranch bei Austin. Einen Golfplatz mit neun Löchern. Ein Tonstudio. Mehrere Häuser, darunter ein großes Strandhaus auf Maui. Ganz zu schweigen von einer Flotte von Jeeps und ausgebauten Tourbussen. Angeblich hatten sie es sogar auf meine Gitarre abgesehen und wollten Trigger versteigern.

»Das wird dir ewig nachhängen«, sagten mir erfahrene Berater. Ihrer Ansicht nach würden mir meine Steuerprobleme das Genick brechen.

Wie war es so weit gekommen?

Und wieso?

Ich war ratlos. Ich wusste nur, dass ich in mehrere Steuersparmodelle investiert hatte und mir versichert worden war, dass ich damit sowohl meinen steuerlichen Verpflichtungen nachkam als auch meine finanzielle Zukunft absicherte.

Als diese Steuersparmodelle dann plötzlich als illegal galten, ging das Ganze den Bach runter. Auf einmal sagte alle Welt, Willie Nelson würde nie wieder auf einen grünen Zweig kommen.

Im Fernsehen wurde ich zur Witzfigur:

»Kennen Sie schon den, mit Willie Nelson? Als seine Rechnung über 32 Millionen Dollar Steuerschulden mit der Post kam, hat er sie genommen, Gras drübergekrümelt, sich daraus einen Joint gedreht und seine Probleme einfach weggeraucht. Am nächsten Morgen konnte er sich an nichts mehr erinnern.«

Nach einer Weile machte ich selbst schon Witze darüber:
»Was ist der Unterschied zwischen einem Steuerfahnder und einer Hure? Eine Hure hört auf, dich zu ficken, wenn du tot bist.«

Je tiefer ich jedoch in die Problematik einstieg, desto unübersichtlicher wurden die Verflechtungen – ein undurchdringliches Labyrinth. Wie in einem Thriller fand ich keinen Ausweg mehr.

Mit der Zeit begriff ich, was mich wie und warum so weit gebracht hatte.

Wenn ich die vergangenen zwei Jahrzehnte betrachtete, von meiner engen Freundschaft zu Präsident Jimmy Carter in den Siebzigern bis zu den politischen Veränderungen durch Ronald Reagan in den Achtzigern, war der tief greifende kulturelle Wandel nicht zu übersehen.

Jimmy Carter war ein wirklich guter Freund, der in mir einen Seelenverwandten sah, den Jungen vom Lande, der genau wie er in einer kleinen Provinzkirche groß geworden war und an den Heiligen Geist glaubte. Jimmy Carter war so nett, mich im Weißen Haus übernachten zu lassen. Seine Frau Rosalynn und er kamen gern zu uns auf die Bühne und sangen »Amazing Grace« und »Will the Circle Be Unbroken«. Das war in den Siebzigern, einer wunderbaren Zeit des Friedens zwischen den Kulturen, in der Politiker, Rednecks und Hippies nach derselben Musik tanzten und manchmal sogar einen Joint zusammen rauchten, alles im Namen der Liebe.

Die Achtziger waren da völlig anders. Die Achtziger waren düster. Die Achtziger waren böse wie Crackpfeifen. In den Achtzigern ging es nur um geheime Waffendeals und Drogenkartelle, die Iran-Contra-Affäre. Eine Zeit der Hektik und der Hinterlist.

Ich sah, wie das Embargo gegen iranisches Öl die Preise in die Höhe trieb und Spekulanten die Gewinne einstrichen. Millionäre sprossen aus dem Boden wie Unkraut in der texanischen Prärie. Inzwischen verkaufte man Steuersparmodelle wie Hot Dogs auf dem Jahrmarkt. Weil ich zu den Ersten gehört hatte, die diese Steuersparmodelle nutzten, bewarb man die Hot Dogs mit meinem Konterfei. Und weil ich auf dem Cover vom *Time Magazine* gewesen war, einen ganzen Haufen Platten verkauft hatte und in ein paar Hollywoodfilmen aufgetreten war, hielt mich die Steuer für ein lohnendes Opfer.

Ich kann es nicht beweisen, aber mir scheint, dass sich die Regierung in den Achtzigern daran störte, dass ich für die Legalisierung von Marihuana eintrat. Den zuständigen Herren passte es nicht, wie sehr Farm Aid – dieses alljährliche Benefizkonzert, das ich mitbegründet habe – die Aufmerksamkeit darauf lenkte, dass die Regierung die kleinen Farmer nach wie vor kaputt machte.

Ende der Achtziger, Anfang der Neunziger hieß es, man hätte es auf mich abgesehen. Anfangs habe ich das nicht ernst genommen. Ich fand mich nicht wichtig genug, als dass man es auf mich abgesehen haben könnte. Doch weil der Druck immer größer wurde, konnte ich nicht länger ignorieren, was da vor sich ging. Zunehmend kam ich mir vor wie in einem dieser Roy-Rogers- oder Gene-Autry-Western, die ich als kleiner Junge so geliebt hatte. Die Banditen verfolgten mich. Sie waren mir überlegen. Sie hatten Pferde. Sie trieben mich in die Enge.

»Wenn du da lebend rauskommen willst«, sagte einer meiner Berater, »kannst du eigentlich nur Bankrott anmelden.«

»Aber würde das nicht bedeuten, dass ich bis an mein Lebensende der Steuer gehöre?«

»So leid es mir tut, Willie.«

»Sie würden zu jedem Konzert kommen, um die Abendkasse einzusacken. Sie würden jeden Penny von jeder Platte kriegen, die ich jemals verkaufen werde.«

»Traurig, aber wahr.«

Ich dachte an große Männer wie den Boxchampion Joe Louis, den bis zu seinem Tod die Steuerschulden drückten. Er wurde Wrestler, dann Schiedsrichter und arbeitete schließlich als Türsteher in einem Hotel in Las Vegas.

Es hieß, Joe sei seiner Familie, den Freunden und Kollegen gegenüber allzu großzügig gewesen. Er hatte zu viel weggegeben und den falschen Leuten vertraut. Jetzt sagte man dasselbe über mich.

»Willie Nelsons große Zeiten sind vorbei«, schrieb ein Journalist. »Nicht nur ist er pleite und hat sein Vermögen schon vor seinem Sechzigsten verprasst – er hat auch seine Integrität verspielt. Für den Rest seiner Karriere – oder dem, was davon übrig ist – wird man in ihm nur noch den kiffenden Steuerhinterzieher sehen.«

»Ein Bankrott ist dein einziger Ausweg«, lag mir mein Berater in den Ohren. »Deine einzige Hoffnung. Wenn du nicht Bankrott anmeldest, bist du erledigt.«

»Sicher?«, fragte ich.

»Absolut«, sagte er.

Der Mann sah mir in die Augen.

»Was denkst du?«, fragte er.

»Ich denke nicht«, sagte ich. »Wenn es um so was geht, muss ich nicht denken. Da muss ich fühlen.«

»Und was fühlst du?«

»Ich fühl mich gut.«
»Dann wirst du Bankrott anmelden?«
»Vergiss es. Ganz bestimmt nicht.«
»Und was willst du dann tun?«
»Einen Kleinen rauchen, eine Partie Golf spielen, ein Nickerchen machen und dann Domino spielen.«
»Damit schiebst du die Katastrophe nur vor dir her.«
»Damit«, sagte ich, »bewahre ich mir mein positives Denken.«
»Das wird nicht reichen«, sagte der Mann. »Das ist doch verrückt!«

»Mein Song ›Crazy‹ hat mir viel Glück gebracht.«
»Das ist lange her, Willie. Es war eine andere Zeit, eine andere Welt. Jetzt ist heute, und heute steht deine Welt kurz davor, zu kollabieren.«

Ich dachte über das nach, was der Mann gesagt hatte. Zweifellos war er ein kluger Kopf. Er hatte ein erstklassiges College besucht, mehrere Hochschulabschlüsse in der Tasche und war versiert in den Feinheiten der Hochfinanz.

Ich fragte mich: Wer bin ich, seinen weisen Rat so rundweg abzulehnen?

Die grundlegendste aller Fragen – wer bin ich? – zu beantworten, wird nicht einfach. Dazu muss ich mich noch mal auf den Dichter beziehen, der sagte: »In meinem Ende ist mein Anfang.«

Ich muss dir von meinem Anfang erzählen.

1

ZUHAUSE

Musik im Blut. Musik im Haus und auf den Feldern. Musik in der Luft, in den Liedern der Vögel, die am klaren blauen Himmel über Texas flogen, im Rauschen des Windes und des Regens. Musik im Herzen meines Vaters, eines feinen Fiddlers, und meiner Mutter, die hübsch singen konnte und die erst meine Schwester Bobbie, das musikalische Wunderkind, und dann zwei Jahre später mich zur Welt brachte.

Meine Mutter hieß Myrle und war eine Dreiviertel-Cherokee. Sie war mit meinem Vater Ira und dessen Eltern, Alfred und Nancy, aus dem bitterarmen Arkansas nach Abbott in Texas gekommen, wo der Boden fruchtbar war und das Ackerland ein gewisses Maß an Hoffnung bot.

Als ich am 29. April 1933 geboren wurde, war Hoffnung ein seltenes Gut. Die Weltwirtschaftskrise hatte das Land schwer getroffen. Als Erwachsener wurde mir klar, dass ich während einer der finstersten Phasen der amerikanischen Wirtschaft aufgewachsen war. Aber das erfuhr ich nur aus Büchern. Das Leben lehrte mich etwas völlig anderes. Was es mich lehrte, war Liebe. Denn wie die Musik war auch die Liebe überall, wohin ich mich wendete, und alles, was ich

empfand. Im Grunde waren Musik und Liebe für mich dasselbe, denn ein Lied zu spielen oder zu singen versetzte mich immer in eine liebevolle Stimmung.

Myrle und Ira hatten mit sechzehn geheiratet. Sie ließen sich scheiden, als ich ein halbes Jahr alt war. Zwar hatten sie Bobbie und mir das Leben geschenkt, aber offenbar waren sie nicht füreinander geschaffen.

Myrle war eine Greenhaw, aus einer großen Familie, die über Arkansas und Tennessee verstreut lebte und zu der eine ganze Reihe von Schwarzbrennern und Musikern zählte. Meine Mutter hatte zweifellos etwas Wildes an sich, etwas Exotisches, was zur Folge hatte, dass man sie in Texas für eine Mexikanerin und in Oklahoma für eine Indianerin hielt. Sie war Croupière, Tänzerin, Kellnerin, eine Frau, die das Abenteuer suchte und die Freiheit liebte.

Iras Familie stammte aus den Ozark Mountains, und er wuchs unter Engländern und Iren auf, die ihre alten Traditionen des Geschichtenerzählens, der Volkslieder und des Fiedelns pflegten. Mein Vater war ein guter Fiddler, aber ein noch viel besserer Mechaniker. Irgendwann wurde er sogar Chefmechaniker der Frank Kent Ford Company in Fort Worth. Er war weit weniger vom Fernweh getrieben als meine Mom, und es genügte ihm völlig, sich durch die Honky-Tonks im Norden von Texas zu fiedeln.

Man sollte meinen, das Fehlen von Mutter und Vater würde bei kleinen Kindern wie Bobbie und mir emotionale Schäden hinterlassen. Nun, ich kann nur sagen, dass das nicht der Fall war. Es war nicht der Fall, weil meine Großeltern – die wir Mama und Daddy nannten – für uns sorgten. Ohne mit der Wimper zu zucken, hatten sie die Verantwortung übernommen. Und neben Bobbie und mir kümmerten

sie sich außerdem um unsere ältere Cousine Mildred. Sie widmeten uns ihr ganzes Leben. Ich kann nur sagen: Mich haben sie total verwöhnt.

Da war ich nun also, mitten in der Weltwirtschaftskrise, mitten in Hill County, Texas, in diesem winzigen Ort namens Abbott mit nicht mehr als vierhundert Einwohnern, siebzig Meilen südlich von Dallas und dreißig Meilen nördlich von Waco. Die nächstgelegenen Städte waren West mit dreitausend Einwohnern, sechs Meilen südlich, und Hillsboro mit achttausend Einwohnern, zwölf Meilen nördlich.

Nun mag es sich so anhören, als wäre ich am Steiß der Welt geboren, aber für mich fühlte es sich an wie der *Nabel* der Welt. Ich hatte das Glück, in ein musikalisches Wunderland hineingeboren zu werden, das die unterschiedlichsten Arten von Musik zu bieten hatte. Mein Herz füllte sich mit Melodien, und ich war begeistert von den Rhythmen – womöglich denselben Rhythmen, die meinen Vater und meine Mutter dazu gebracht hatten, bei Nacht und Nebel zu verschwinden, Rhythmen, die auch mich schon bald in die Welt hinaustreiben sollten. Damals jedoch hielt mich die Musik vor allem zu Hause, weil die Musik bei uns – im Haus von Mama und Daddy Nelson – eine solche Bedeutung hatte. Hier wurde Musik nicht nur gespielt, sondern auch unterrichtet.

Ich bin dankbar, im Herzen von Texas aufgewachsen zu sein, in der Obhut liebevoller Großeltern, die darüber hinaus auch noch begeisterte Musiklehrer waren. Ich staune immer wieder, wenn ich daran denke, wie groß die Leidenschaft der beiden für Musik war. Diese Leidenschaft gaben sie an Bobbie und mich weiter. Sie vermittelten uns, dass es nichts Schöneres auf der Welt gibt, als Musik zu machen.

Bobbie war schon in jungen Jahren musikalisch sehr weit fortgeschritten. Ich hing etwas hinterher – und tue das noch heute. Bobbie ist eine echte Musikerin, die mit Leichtigkeit in jedem Stil zu Hause ist. Sie lernte schnell, vom Blatt zu spielen, und war in ganz Hill County als Wunderkind bekannt.

Es hatte viel damit zu tun, dass sich meine Großeltern Liederbücher aus Chicago kommen ließen. Die Notenschrift nannte sich Shape Notes – jeder Ton der Tonleiter hatte sein eigenes Symbol. Viele Kirchen verwendeten diese Methode, damit die ganze Gemeinde mitsingen konnte. Mama und Daddy Nelson waren in erster Linie Kirchenmusiker.

Unsere Kirche war die Abbott United Methodist Church, aber es gab auch Gemeinden der Baptisten, der Katholiken und der Mormonen, alle ganz nah beieinander. Die Kirchgänger mögen unterschiedlicher Meinung dazu gewesen sein, wer den besten Draht zu Gott hatte, aber ich kann mich beim besten Willen an keinen einzigen Tag erinnern, an dem unter den Christen in Abbott Uneinigkeit geherrscht hätte. Jeder ging auf eigene Weise seinen religiösen Gebräuchen nach.

Unsere kleine Kirche war von Liebe erfüllt. Diese Liebe wurde mir zuallererst durch die Women's Missionary Society zuteil, die beschloss, mich im Alter von nur sechs Monaten zu taufen und damit zu ihrem lebenslangen Mitglied zu machen. Demnach war es Gottes Wille, dass aus diesem Kind eines Tages ein Missionar werden würde. Nun, ich habe schon früh im Leben meine Mission gefunden, eine musikalische Mission, die in dieser Methodistenkirche geboren wurde. Wenn man den Begriff des Missionars etwas weiter fasst (und das tue ich), dann scheint es mir, als hätte sich diese Prophezeiung erfüllt.

Als Kind war ich gläubig und bin es auch heute noch. Nie habe ich an der moralischen Botschaft Jesu gezweifelt, und auch nicht an den Wundern, die er getan hat. Für mich sind seine Gegenwart auf Erden und seine Wiederauferstehung Ereignisse, die den Weg der Menschheit verändert und uns auf den heilenden Pfad der Liebe geführt haben. Im Laufe der Jahre hat sich mein Glaube an Jesus Christus unter dem Einfluss anderer Philosophien weiterentwickelt. Das Fundament meines Glaubens jedoch wurde in dieser kleinen Dorfkirche gelegt, in der wir Hymnen sangen wie »Amazing Grace« und »Just as I am « und »He Walks with Me«.

Ich wusste nicht, dass diese Lieder schon vor Jahrhunderten in fremden Ländern entstanden waren. Für mich klangen sie neu und frisch wie der Mais und die Baumwolle auf den Feldern draußen vor der Kirche. Diese Lieder erwuchsen aus dem fruchtbaren Glauben, von dem auch Mama und Daddy Nelson erfüllt waren. Wenn die kleine Bobbie mit ganzer Seele Klavier spielte, wurde der Kirchgang für mich nicht nur zum Vergnügen, sondern verschaffte mir außerdem Zugang zu einem musikalischen Ausdruck, der mir mein Leben lang erhalten geblieben ist.

Allerdings konnte die Kirche meine ungestüme, rastlose Seele nicht bändigen.

Mama Nelson musste den kleinen Willie auf dem Hof an einen Pfahl binden, damit er nicht weglief. Keine Ahnung, wohin ich gelaufen wäre, wenn ich gekonnt hätte, aber ich war schon immer besonders neugierig. Ich wollte einfach wissen, was sich hinter der nächsten Kurve verbarg.

Die Methodistenkirche lehrt, dass man nicht vom rechten Weg abkommen darf. Trinken und Rauchen galten damals als Erste-Klasse-Tickets zur Hölle, und auch wenn ich die Mahnung wohl hörte, hatte ich doch schon als kleiner Junge nie Angst vor dem Höllenschlund. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich mich davor gefürchtet hätte, mal kurz vom rechten Weg abzukommen. Meine angeborene Neugier war größer als alle Frömmigkeit.

Mein erster Streifzug aus der kleinen Welt von Abbott raus in die weite Welt von Texas führte mich per Fahrrad nach West, das sechs Meilen entfernt lag und sich einer großen tschechischen Gemeinde erfreute. Die Leute hatten einen lustigen Akzent, besuchten die katholische Kirche und tranken gern Bier. Ich war fasziniert von diesen Menschen, die einen Ozean überquert hatten und auf allen möglichen Irrwegen in Hill County gelandet waren.

Ich war fasziniert davon, auf der Welt zu sein – fasziniert vom Rhythmus des Lebens unter dem weiten texanischen Himmel, wo es die erstaunlichsten Sachen zu sehen gab – Egreniermaschinen, von Pferden gezogene Pflüge, endlose verdorrte Felder im Sommer und blühende Wiesen im Frühling.

Noch Erstaunlicheres sah ich auf der Kinoleinwand in West – eine noch größere Welt, deren Helden mehr als nur Männer mit weißen Hüten waren, die schnell schossen und Bösewichter schnappten. Es waren Männer, die Gitarren in den Armen hielten und die Sterne vom Himmel sangen. Sie kamen durchs Leben, indem sie dessen dunkle Seite einfach wegsangen. Und obwohl sie echte Kerle waren, die keinen Viehdieb fürchteten, sangen sie doch sanft und stolz und selbstbewusst. Ich begriff, dass ein Cowboyheld ein Roman-

tiker ist, der das Leben liebt, mit einem Lied auf den Lippen, einem kernigen Kumpanen und einem treuen Pferd, auf dessen Rücken er die Straße des Lebens entlangreitet.

Nachdem ich meine ersten Westernfilme in den kleinen Kinos von West und Hillsboro gesehen hatte, war ich davon bald wie besessen. Im Western ging es um Kühnheit und Gefahr. Diese furchtlosen Cowboys dort oben auf der Leinwand waren meine Helden. Ihre Moral war klar und deutlich – genau wie die Moral der Methodisten. Man verhält sich loyal. Man tut kein Unrecht. Man hält zu seinen Leuten. Und wenn es hart auf hart geht und der Abend naht, nimmst du deine Gitarre und tröstest dich, indem du dir den Schmerz von der Seele singst.

Ihre Lieder – zeitlose Hymnen wie »Happy Trails to You« und »Back in the Saddle Again« – wurden zwar nicht in der Kirche gesungen, doch sie drangen in meine Seele und trafen mich ebenso tief im Herzen wie Mama Nelsons Lieder. Immer ging es um das große Abenteuer. Schon früh habe ich mich nach meinem eigenen großen Abenteuer gesehnt.

Jahre später erfuhr ich, dass diese Westernsongs – seien sie von Gene Autry oder aus der Hitmaschinerie Hollywoods – den Beginn von etwas darstellten, das man »Country Western Music« nannte.

Wie fast alle kleinen Jungs im Amerika der späten Dreißiger wollte ich ein Cowboy sein, ob nun Wild Bill Elliott, Lash La Rue, Eddie Dean, Whip Wilson oder Hopalong Cassidy. Aber braucht man nicht ein Pferd, um Cowboy zu sein? Wenn man in einem dieser kleinen Orte wie Abbott wohnt, in denen es meist nur ein einziges Pferd gibt, hat man ein Problem. Und in Abbott gab es überhaupt keine Pferde, denn das einzige gehörte Mr. Harvel, und der wohnte zwei Meilen außerhalb.

An sonnigen Sommertagen lief ich raus zu seinem Haus und fragte, ob ich ein Stückchen ausreiten dürfte.

»Na klar, Little Willie«, sagte er dann. »Nur nicht zu weit weg.«

Wenn ich dann da oben auf dem Klepper saß, stellte ich mir vor, ich sei Tex Ritter und würde durch die Prärie von Wyoming reiten. Früher oder später lief mir unweigerlich ein Freund über den Weg und rief: »Hey, Willie! Pass auf, gleich fällst du runter!«

»Ich doch nicht«, entgegnete ich dann. Und es ist mir auch nie passiert. Mein Leben lang saß ich fest im Sattel.

Und auch mit dem Schreiben von Gedichten war ich schon in jungen Jahren vertraut. Es gefiel mir, Worte aneinanderzureihen und kleine Geschichten zu erzählen. Ich hatte Spaß am Reimen, dem Fließenlassen meiner Gefühle.

Mama und Daddy Nelson achteten sehr auf unsere Ausdrucksweise. Neben dem Musizieren brachten sie uns auch bei, wie wichtig es ist, sich vernünftig artikulieren zu können. Und obwohl Bobbie und ich im Grunde schüchterne Kinder vom Lande waren, ermutigten sie uns, vor Publikum aufzutreten, meist bei religiösen Anlässen.

Mein großer Moment kam, als ich vier oder fünf war. Meine Großeltern hatten mir ein Gedicht gegeben, das ich in Brooking, Texas, bei einem Gottesdienst unter freiem Himmel vorlesen sollte. Der Tag war halb Andacht, halb Picknick. Man aß, man betete, man hörte jemanden predigen, man sang gemeinsam. Das ging den ganzen Nachmittag so. Mama Nelson hatte mich in einen weißen Matrosenanzug gesteckt. Mit stolz geschwellter Brust stand ich da, doch bei der bloßen Vorstellung, vor so vielen Leuten ein Gedicht vorlesen zu müssen, kriegte ich dann doch das gro-

ße Zittern. Kurz vor meinem Auftritt fing ich an, in der Nase zu bohren. Ich war furchtbar aufgeregt und merkte nicht, dass ich mir dabei die Haut aufkratzte. Als ich dann die Bühne betrat, lief mir das Blut nur so über den weißen Anzug. Kurzerhand entschloss ich mich, das Gedicht zu vergessen und spontan etwas zu improvisieren.

Was guckt ihr mich so an?

Ich habe nichts zu sagen.

Mögt ihr mich nicht so, wie ich bin,

Dann guckt einfach woandershin.

Das brachte mir den Spitznamen *Booger Red* ein, was so viel wie »roter Popel« heißt.

Was für ein Kind war Booger Red?

Ich war rauflustig. Ich war lebhaft. Ich trieb viel Sport. Ich kämpfte gern. Gewinnen war wichtig. Gewinnen fühlte sich gut an. Zwar würde ich mich nicht als schlechten Verlierer bezeichnen, aber ich tat doch alles, um eine Niederlage zu vermeiden.

Und wenn ich mich auch hin und wieder mit jemandem prügelte, kam ich eigentlich mit allen gut aus. Im Grunde bin ich von Natur aus ein umgänglicher Typ.

Beispielsweise war es für mich völlig normal, dass wir mexikanische Nachbarn hatten. Wir akzeptierten sie, und sie akzeptierten uns. Immerhin arbeiteten wir Seite an Seite auf den Feldern. Bis ich alt genug war, selbst einen Erntesack hinter mir herzuziehen, ging ich mit Mama Nelson mit, wenn sie Baumwolle pflückte. Ich mochte diese puscheligen, weißen Landschaft voll blühender Baumwollsträucher. Außerdem hörte ich gern den schwarzen Arbeitern zu, wenn sie ihre ganz eigene Musik machten. Sie sangen keine Klage-

lieder. Sie sangen Lieder voller Hoffnung, die von einem steilen Rhythmus getragen waren und sich dadurch auszeichneten, dass man improvisieren konnte. Da konnte ich gar nicht anders, als mitzusingen. In ihren Liedern priesen sie den Herrn.

So gewann ich einmal mehr den Eindruck, dass Gott allgegenwärtig war. Selbst bei einer solchen Plackerei inspirierte Er seine Kinder dazu, die Welt mit hoffnungsfrohen Melodien zu erfüllen. Den Feldarbeitern war bewusst, dass sie für ihre Strapazen nur lächerlich gering entlohnt wurden. Und doch sangen sie. Mit Musik vertrieben sie ihren Kummer. Mit Musik priesen sie den Himmel. Ob sie nun Baumwolle pflückten, Heu zu Ballen schnürten oder Mais schälten – Musik gehörte immer dazu. Und so sehr diese Musik ihren Schmerz ausdrückte, so sehr linderte sie ihn auch.

Für einen kleinen Jungen war das nicht nur eine einschneidende, sondern auch eine durchaus tröstliche Erkenntnis.

Tu alles mit Musik.

Die Musik muss niemals enden.

Lass die Musik aus dir heraus.

Hör nie auf zu singen und zu spielen und deine Geschichte zu erzählen, egal ob sie glücklich oder traurig ist.

Die Musik wird dich beschützen.

Die Musik hält dich in Gang.

Meine Welt war voller Melodien, aber auch voller Rhythmus. Daddy Nelson war Schmied. Seine Arbeit faszinierte mich. Tagtäglich trieb ich mich in seiner Schmiede herum und tat, als wäre ich sein kleiner Assistent. Ich sah ihm furchtbar gern dabei zu, wenn er das Metall aus dem Feuer

nahm und das Hufeisen in Form hämmerte. Es fehlte mir an Kraft, das Eisen selbst zu schmieden, also nahm er meine Hand, und wir hämmerten gemeinsam.

»Du bist kräftig, Little Willie«, sagte er dann, »und jeden Tag wirst du kräftiger.«

Daddy Nelson war selbst bärenstark, ein massiger Kerl, der mühelos die schweren Werkzeuge in seiner Schmiede schwang. Für mich war er der stärkste Mann der Welt. Wenn ich mich ihm widersetzte, indem ich weglief und erst zum Abendessen wiederkam, versohlte er mir zwar den Hintern, schlug aber nie fest zu. Es widersprach seinem Wesen, mir wehzutun. Und doch tat er es manchmal, indem er sagte: »Wenn du nicht gehorchst, Sohn, dann können wir dir nie vertrauen.« Das zu hören versetzte mir einen Stich, und – zumindest für eine Weile – hörte ich auf, wegzulaufen.

Es mag kitschig klingen, entspricht aber der Wahrheit, wenn ich sage, dass wir bitterarm waren, was materiellen Besitz anging, dafür aber reich an Liebe. Diese Liebe nährte uns, wie auch unser Garten und die Tiere. Ich hatte Kälber und Schweine zu versorgen. Ich fütterte sie und zog sie groß. Ich weiß noch, dass ein Kälbchen so klein war, dass ich es mir auf die Brust stellen konnte. Das rührte mein Herz. Stundenlang sah ich den Schweinen zu, wenn sie in ihrem Pferch herumsuhlten. Ich lernte, dass sie auf ihre ganz eigene Weise intelligent sind. Ich lernte, dass Tiere – wie die Menschen – auf Liebe reagieren.

Ich freute mich, wenn das Gemüse wuchs – die Tomaten und der Salat und die Karotten, die weißen Rüben und die grünen Bohnen. Kartoffeln und Zwiebeln lagerten wir über Winter unter dem Haus ein. Ich würde mich zwar nicht gerade als Farmer bezeichnen, aber ich habe doch einiges über

die Landwirtschaft gelernt, und das nicht nur durch die Anleitung meiner Großeltern, sondern auch weil ich ein angesehenes Mitglied der Future Farmers of America war, einer stolzen Organisation, die während der Weltwirtschaftskrise in ländlichen Zentren sehr verbreitet war.

Abends versammelten wir uns vor dem kleinen Philco-Radio und hörten von der Not, die der wirtschaftliche Zusammenbruch zur Folge hatte. Allerdings war ich nicht alt genug, um das zu begreifen. Ich wusste nur, dass ich von Menschen beschützt wurde, denen daran gelegen war, mir ein Gefühl von Sicherheit zu vermitteln – auch durch die Musik.

Das kleine Radio brachte vertraute Gospelgesänge, doch auch ganz andere Musik von einem mexikanischen Sender – dieselben lebhaften Gitarren- und Marimba-Klänge, die unsere Nachbarn spätabends spielten. Wir hörten Sender wie WLS aus Chicago und XERF aus Mexiko und KWKH aus Shreveport – Mariachi-Musik oder die Big Bands von Benny Goodman und Glenn Miller oder – näher dran – Countrymusik von Meistern wie Ernest Tubb, dessen Songs wie »Walkin' the Floor Over You« bei mir einen tiefen Eindruck hinterlassen haben. Man nannte ihn den Texas Troubadour.

Mir gefiel das Wort Troubadour, und ich fragte mich, was es wohl bedeuten mochte. Als ich erfuhr, dass damit ein umherziehender Sänger bezeichnet wurde, klang das in meinen Ohren wie der beste Job der Welt.

Ernest Tubbs Größe hatte viel damit zu tun, dass er bei Auftritten immer unglaublich locker wirkte. Er strahlte Aufrichtigkeit und Unbefangenheit aus. Er trug sein Herz auf der Zunge. Eine Frau hatte ihn verlassen, und er schämte

sich nicht, zuzugeben, wie weh das tat. Er hatte den Blues. Ich kannte das Wort Blues noch nicht, aber ich kannte dieses Gefühl. Es war das Gefühl von Verlust und Einsamkeit.

Der Blues erwischte mich mit voller Wucht, als Daddy Nelson 1939 im Alter von sechsundfünfzig Jahren von uns ging. Er hatte sich eine Lungenentzündung zugezogen und starb eine Woche später zu Hause in seinem Bett. Ich war am Boden zerstört, wie jeder sechsjährige Junge am Boden zerstört wäre, der gerade den wichtigsten Mann in seinem Leben verloren hat. Es war meine erste Begegnung mit dem Tod, und diese Begegnung erschütterte mich schwer. Ich wünschte, ich könnte sagen, ich hätte tagelang geweint, denn ich glaube, dass Weinen gesund ist. Tränen haben etwas Heilendes. Aber meine Erinnerung ist blass. Vermutlich habe ich meine Ängste und Sorgen einfach unterdrückt. Vermutlich war das meine Art, mit dem Verlust klarzukommen.

Niemand hatte damit gerechnet. Daddy Nelson war kerngesund und unverwüstlich, der Mann mit dem Amboss, der Mann mit der goldenen Stimme, der Mann mit dem Mut, seine Familie von Arkansas nach Texas zu bringen, damit wir von den Früchten der Erde leben konnten, der Mann, der in der vordersten Bank der Methodistenkirche saß, der Mann, der seine Frau und seine Enkelkinder liebte, der Mann, der alles zusammenhielt.

Urpötzlich stürzte unsere scheinbar unerschütterliche Welt in sich zusammen. Wie ein Dieb in der Nacht stieg der Tod ein und stahl uns Daddy Nelson.

Und dennoch ...

Ich brach nicht zusammen.

Meine Schwester Bobbie brach nicht zusammen.

Und vor allem Mama Nelson brach nicht zusammen.

Mama Nelson sammelte all ihre Kraft, schloss uns in die Arme und versicherte uns, nichts und niemand könne diese kleine Familie jemals auseinanderbringen. Diese Familie würde zusammenhalten. Mutter Myrle und Vater Ira waren immer noch nicht in der Lage, für uns zu sorgen, aber Mama Nelson war es. Und sie war bereit dazu. Und sie hat es getan. Dem Himmel sei Dank für ihre gute Seele.

Nach Daddy Nelsons Tod kamen Myrle und Ira nach Abbott. Auch sie hatten ihn geliebt und erwiesen ihm die letzte Ehre. Als sie uns nach der Trauerfeier wieder verließen, konnten sie sicher sein, dass wir in guten Händen waren. Sie konnten sehen, dass Mama Nelson die Kraft und die innere Stärke besaß, uns großzuziehen.

Wenn wir vorher arm gewesen waren, dann waren wir ohne Daddy Nelsons Schmiede noch viel ärmer. Wir konnten uns das Haus nicht mehr leisten und mussten in etwas wohnen, das man wohl als Hütte bezeichnen würde. Manchmal mussten wir die Wände mit Zeitungspapier zupflastern, damit es nicht so reinwehte. Es war eher schlicht. Und dennoch ...

Wir pflegten unseren Garten, wir hegten unsere Tiere, wir arbeiteten auf den Mais- und Baumwollfeldern neben Weißen, Schwarzen und Mexikanern, denen es genauso ging wie uns – alle versuchten zu überleben. Wir gingen zum Gottesdienst, wir lobten den Herrn, wir sangen seine Lieder. Bobbie spielte in der Kirche das Klavier und wurde von Tag zu Tag besser. Musik nährte mich und stählte meine spirituellen Muskeln.

Ich glaube, es war kein Zufall, dass ich meine erste Gitarre wenige Monate vor Daddy Nelsons Tod bekam. Es war eine

Stella, frisch aus dem Sears-Katalog. Mein Großvater zeigte mir die ersten Griffe. Dies sollte das Instrument werden, das es mir überhaupt erst möglich machte, ein Leben ohne ihn auszuhalten, wie auch all die anderen schmerzlichen Erfahrungen, die noch kommen sollten.

Die Gitarre passte wie angegossen und gab mir Halt. Und darüber hinaus eröffnete sie mir eine größere Welt. Sie war das Instrument, mit dem Ernest Tubb seine einsamen Lieder begleitete, und ihre Schlichtheit zog mich gleich in ihren Bann. Schwester Bobbies musikalischer Verstand fand sich mit den vielen schwarzen und weißen Tasten auf dem Klavier gut zurecht. Sie wusste, was man damit anstellen konnte. Ich dagegen war mit sechs Saiten vollauf beschäftigt. Sechs Saiten reichten mir völlig.

Während meiner Kindheit kam eine wahre Flut von Musik aus Texas. Und am liebsten mochte ich Bob Wills & His Texas Playboys. Später erfuhr ich, dass diese Art von Western Swing die Countrymusik verändert hatte. Als Kind wusste ich nur, dass mir jeder Song gefiel, den er rausbrachte. Er war Fiddler und Sänger und Bandleader im benachbarten Waco, bevor er rauf nach Oklahoma zog. Man konnte sich ihm kaum entziehen. Als ich 1940 sieben wurde, war sein »New San Antonio Rose« ein Millionenseller. Alle zehn Minuten lief der Song im Radio. Man nannte Wills den King of Western Swing.

Ich spürte den Swing tief in meiner Seele. Weil ich den Jazz von Louis Armstrong und Duke Ellington über den Radiosender aus Chicago kennen- und lieben gelernt hatte, wusste ich, dass es Bob Wills genauso gegangen sein musste. Die Synkopen des Jazz fanden sich auch in seiner Musik

wieder. Das war der Swing, der die Leute zum Tanzen brachte. Und weil ich so viel mit Schwarzen zu tun hatte, hörte ich bei Bob Wills auch den Blues heraus. Wie Ernest Tubb sang auch er von Verlust und Einsamkeit.

Ich will hier nicht psychologisieren, aber vielleicht konnte ich dieses Gefühl deshalb so gut nachempfinden, weil ich Daddy Nelson verloren hatte und begriff, wie einsam Mama Nelson ohne ihren geliebten Mann war.

Damals fing ich an, Gedichte zu schreiben. Meine Finger fanden sich immer besser auf den Saiten meiner Gitarre zu recht, und allmählich gelang es mir, die Worte immer geschickter mit Melodien zu verbinden. Das alles tat ich mit einem stark ausgeprägten Selbstvertrauen.

Da meine Großmutter davon überzeugt war, dass wir – Bobby und ich – unseren Weg mit der Musik machen würden, förderte sie dieses Selbstvertrauen noch. Jedes kleine Lied, das ich erfand, und mochte es noch so lahm sein, ertete ihre Zustimmung. Niemals hagelte es Kritik. Und obwohl sie eine gottesfürchtige Frau war, die nur zu gern den Herrn pries, hatte sie doch nie etwas dagegen, wenn die weltliche Musik von Ernest Tubb und Bob Wills mein Herz berührte.

Dieses Buch soll nicht nur die Geschichte meines Herzens sein, sondern auch davon berichten, wie dieses Herz durch Musik geformt wurde, und was das angeht, brachten mein siebtes und achtes Lebensjahr die entscheidende Wendung.

Das Eintreffen dieser kleinen Stella-Gitarre, der Tod von Daddy Nelson, meine erste Erfahrung mit tiefer Trauer, meine Begegnung mit dem heiteren Sound des Western Swing, meine Bereitschaft, Worte zu Papier zu bringen, meine Einsicht, dass Gefühle und Musik miteinander verbun-

den werden konnten – ja, *mussten* – ... das waren die Elemente, die tief in meiner Seele eine mächtige Motivation schmiedeten.

Die mächtige Motivation, weiterzukommen.

Das nächste Gedicht zu schreiben.

Zu lernen, wie man diese Gitarre beherrschte.

Mir all diese Melodien zu erhalten, die unablässig in meinem Kopf herumschwirrten.

Mithilfe der Lieder meine Schüchternheit zu überwinden.

Und – wenn ich ganz ehrlich sein soll – durch diese Lieder den Mädchen in der Schule näherzukommen.

Und – oh Mann – wie gern wollte ich den Mädchen in der Schule näherkommen!

2

TO ALL THE GIRLS AT SCHOOL

Mein Verhältnis zum weiblichen Geschlecht ist ein großes Thema. Aber ich glaube, es ist ein gutes Thema, ein starkes Thema, mit dem ich großes Glück verbinde. Da ich kein Freund von Konflikten bin, will ich mich hier nicht über jeden einzelnen auslassen, den ich auf dem Gebiet der Liebe austragen musste. Aber weil ich meine Erinnerungen wahrheitsgemäß niederschreiben möchte, weiß ich auch, dass es einige – sogar *verdammt* viele – Konflikte gibt, die ich nicht ignorieren kann. Doch dazu komme ich später. Während meiner Grundschulzeit gab es solche Konflikte nicht. Für mich waren die Mädchen aus Abbott die schönsten Blumen von ganz Texas. Sie verzauberten mich, und auf die Gefahr hin, als Angeber dazustehen, glaube ich doch, dass sie mir mit einigem Wohlwollen begegneten.

Was Mädchen angeht, hatte ich von Anfang an einen leichten Stand. Im Grunde bin ich mit den Vertretern des anderen Geschlechts mein Leben lang wunderbar ausgekommen – bis ich anfang, sie zu heiraten. Aber das ist eine

andere Geschichte. In diesem Kapitel entdeckt Booger Red im Alter von acht oder neun die wundersame Wechselbeziehung zwischen Musik und romantischen Gefühlen. Booger Red war wie gebannt davon, dass sich mit der Gitarre so einfach kleine Lieder komponieren ließen, wobei er zugegebenermaßen von der Hoffnung getrieben war, dass ein Junge mit einer Gitarre im Arm und einem Lied auf den Lippen bessere Chancen hatte, ein hübsches junges Mädchen zu einem Spaziergang im Mondschein zu bewegen, um ihr vielleicht einen Kuss zu entlocken.

In der Schule galten Bobbie und ich als musikalische Wunderkinder – sie noch viel mehr als ich. Man bat uns, bei Schulversammlungen zu spielen, und die Reaktionen waren immer sehr herzlich. Doch auch Mama Nelsons unerschütterlicher Zuspruch vermittelte uns das Gefühl, etwas Besonderes zu sein, und trug dazu bei, unsere angeborene Schüchternheit zu überwinden. Bobbie nahm das Lob würdevoll entgegen. Ich dagegen konnte gar nicht genug davon bekommen.

Immer wichtiger wurde für mich, was aus dem Philco-Radio kam, unserer hauptsächlichen Informationsquelle. Zwar trug ich damals den *Hillsboro Mirror* mit dem Fahrrad aus, aber wenn es um Nachrichten ging, war ich wohl eher ein Hörer als ein Leser.

Wir versammelten uns vor dem Radio, um Präsident Roosevelts Kamingespräche zu hören. Das waren tröstliche Momente. Er klang wie ein Vater, der seinen Kindern Mut zusprach. Er strahlte Autorität und Vertrauenswürdigkeit aus, was diesen schweren Zeiten ein wenig von ihrer Bedrohlichkeit nahm. Als dann – zu der Zeit, als Daddy Nelson starb – der Krieg ausbrach, mussten wir mit ansehen,

wie junge Männer aus Abbott eingezogen wurden. Wir beteten, dass sie gesund wieder heimkehrten. Das Radio sendete Berichte von fernen Schlachtfeldern, und dennoch fiel es schwer, das ganze Ausmaß der Lage zu erfassen. In meinem Alter fühlte ich mich ohnehin eher zu dem hingezogen, was an Unterhaltung aus dem Äther kam.

Selbstverständlich mochte ich Cowboy-Abenteuer wie *The Lone Ranger*, aber auch Komödien – Jack Benny, Fred Allen und Burns & Allen. Da gab es Kriminalhörspiele wie *The Green Hornet* und *The Shadow* und Seifenopern wie *Stella Dallas* und *Our Gal Sunday*, die sich Mama Nelson nie entgehen ließ.

1943 hörte ich als Zehnjähriger zum ersten Mal Frank Sinatra im Radio bei *Your Hit Parade*. Und obwohl er nicht gerade nach Western Swing klang, hatte er doch seinen ganz eigenen Swing. In seiner Stimme lag etwas Zartes, eine Reinheit und Leichtigkeit in der Phrasierung. Wenn er die populären Songs jener Zeit sang, konnte ich nur staunen, wie überzeugend er die Geschichten erzählte. Wenn er mit dem Posaunisten Tommy Dorsey sang, klang seine Stimme wie ein Instrument, und wenn Dorsey seine weiche Posaune spielte, schien diese die menschliche Stimme nachzuahmen.

Ich mochte Louis Armstrong, der sang, wie er spielte, und spielte, wie er sang. Und auch aus Bing Crosbys Stimme sprach so eine Natürlichkeit, als säße er in deinem Zimmer und erzählte dir was. Damals kannte ich das Wort Intimität noch nicht, aber ich spürte sie. Selbst in Abbott, wo es kaum jemals schneite, weckte »White Christmas« in mir Träume von einer Winterlandschaft. Crosby sang – wie Sinatra – nicht so, als wollte er dir etwas vortragen, sondern als wollte

er sich mit dir unterhalten. Er strahlte Ruhe aus. Er sprach dich direkt an. Er gab dir das Gefühl, dass ihm wirklich etwas an dir gelegen war.

Im selben Jahr, in dem Sinatra bei *Your Hit Parade* auftauchte, stieg Ernest Tubb bei der Grand Ole Opry ein. Da Tubb Texaner war, betrachtete ich ihn als einen von uns. Wie Sinatra und Crosby sang auch er auf eine Art und Weise, die einen direkt ansprach. Von seinen Texten konnte ich viel lernen.

Neben Ernest Tubb rührten auch Floyd Tillman und Roy Acuff mein Herz. Ich erinnere mich gern daran, wie Mama Nelson Acuffs »Great Speckled Bird« sang. Es ist ein mystischer Song über einen Vogel, der vom Himmel herabgeflogen kommt, um uns hinauf zum Herrn zu bringen. Der Vogel hat Feinde – Mächte, die ihn verschlingen wollen –, doch der Vogel obsiegt.

»Gott wird stets obsiegen«, wurde Mama Nelson nie müde, uns zu versichern, »weil Gott gut ist und das Gute immer triumphiert.«

All diese Musik, die aus dem Radio kam, die meine Oma sang und die Schwester Bobbie auf dem Klavier spielte, regte meine Phantasie an. Ich setzte mich nicht kritisch damit auseinander. Ich sog sie einfach in mich auf.

Da ich von so vielfältigen Klängen umgeben war, fühlte ich mich als Teil davon. Ich habe mich der Musik nie als Außenseiter genähert. Ich habe nie gedacht, dass Roy Acuff oder Ernest Tubb oder Bob Wills oder selbst Frank Sinatra und Bing Crosby etwas taten, was ich nicht auch tun konnte. Dabei war ich nicht mal eingebildet. Und ebenso wenig litt ich unter Größenwahn. Ich war einfach ein Kind, das ein natürliches und vertrautes Verhältnis zur Musik hatte. Schon

früh merkte ich, dass ich sie spielen, singen und – was mir vielleicht am leichtesten fiel – schreiben konnte.

Wie anders ließe sich sonst erklären, dass ein zehn- oder elfjähriger Booger Red so etwas wie das Willie-Nelson-Songbook zusammenstellte? Die Songs hatten Titel wie »I Guess I Was Born to Be Blue«, »Faded Love and Wasted Dreams«, »The Storm Has Just Begun« und »I'll Wander Alone«. Offenbar zeigte sich schon damals mein Hang zur Melancholie. Auf die Rückseite malte ich ein Lasso und schrieb damit die Worte »Howdy, pard«. Bezeichnend scheint mir auch, dass ich nicht »Willie Nelson Songs, Abbott, Texas« schrieb, sondern »Willie Nelson Songs, Waco, Texas«. Ich schätze, ich wollte dem Buch wohl einen Großstadtbonus verpassen, und Waco war – vom winzigen Abbott aus gesehen – die nächste Großstadt.

Die aktuellen Songbooks jener Zeit waren weit verbreitet – Liedersammlungen von Hank Williams und Jimmie Rodgers, Roy Acuff und Hoagy Carmichael. Um mich mit ihnen in eine Reihe zu stellen, schien es mir nur logisch, mein eigenes Songbook zu haben.

Als Mama Nelson mein Büchlein durchblätterte und sich die Texte ansah, musste sie feststellen, dass die meisten Lieder von Trauer und Einsamkeit handelten. Sie wunderte sich, dass es darin gar keine Lieder gab, die den Herrn priesen.

»Die kommen noch«, versprach ich ihr. »Solche Lieder will ich doch auch schreiben.«

Das brachte sie zum Lächeln. Sie freute sich, dass ihr kleiner Enkel Ehrgeiz und ein gewisses Talent besaß.

»Das hast du gut gemacht, Willie«, sagte sie. »Ich bin stolz auf dich. Aber wenn du deine Lieder schreibst, vergiss nie,